

Oz, Amos: Wie man Fanatiker kuriert. Tübinger Poetik-Dozentur 2002. Mit einer Vorlesung von Izzat Ghazzawi. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main 2004. 209 S.

Wenn der Verlag für seine Veröffentlichung mit dem Slogan „Der internationale Bestseller zum Nahostkonflikt“ wirbt, muss viel dahinterstecken, zumal wenn man weiß, dass sich Amos Oz selbst mehrfach als Fachmann für Fanatismus bezeichnet hat. Die Universität Tübingen hatte den Autor im Januar 2002 zu drei Vorlesungen eingeladen und abschließend den palästinensischen Schriftsteller Izzat Ghazzawi hinzugebeten.

Wie wir es von ihm gewohnt sind, ergeht sich Oz in zahlreichen Exkursen und kleinen Geschichten. Da erzählt er in lockerem Stil von den Gründen, die bei dem Jerusalemer Schuljungen den Entschluss reifen ließen, Schriftsteller zu werden („Armut, Einsamkeit und Eiscreme“), von der anhaltend grenzenlosen Schwäche seiner Eltern für Europa, obwohl sie in den zwanziger Jahren Russland verlassen mussten, und von der damaligen religiösen Indolenz in seiner Geburtsstadt, die bei ihm „einen gewissen Sinn für traurige Ironie“ entwickelte. Dann endlich lässt er sich auf das Gründungsjahr des Staates Israel ein. Aha, so geht die Erwartung, jetzt kommt er zum Wesentlichen. Doch Fehlanzeige, die er sogleich als Versäumnis eingesteht und sich der Verantwortung mit dem Hinweis „Jeder diskutiert, jeder weiß alles besser“ entzieht.

Diese Zurückhaltung mag jene Leser erstaunen, die Amos Oz als einen eigenwilligen Kommentator der nahöstlichen Szenerie kennen und deshalb erwarten, dass literarische Produkte wie die seinen den Nahen Osten verändern können. Andererseits weckt die Diskretion auch Sympathien, weil wir doch mittlerweile die monotone Konformität der Regierungen und ihrer agitatorischen Trabanten zur Genüge kennen, so dass wir nicht zum x-ten Mal eine Deutung hören wollen, die weit davon entfernt ist, uns einen analytischen Befreiungsschlag zu präsentieren, von therapeutischen Angeboten zur Remedur des Konflikts ganz zu schweigen. Insofern sind wir aufgefordert, zwischen den Zeilen zu recherchieren – zweifellos ein undankbares Experiment in einer Zeit, die uns nur noch mit „facts, facts, facts“ in Bild und Wort füttert.

So kommt derjenige, der sich der erdrückenden Brutalität des Alltags entziehen will, bei Oz durchaus auf seine Kosten. Denn dieser entwirft ein Kaleidoskop aus „immerwährende(m) Dilemma“ zwischen „Schmerz, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Gewalt und Demagogie, Chauvinismus, religiösem Fundamentalismus und Fanatismus“. Der Abstand zwischen Engeln und Teufeln sei nicht gar so groß, wie wir uns bisweilen vorgaukeln. Da nennt sich Oz ein frühes „Intifada-Kind“, das in der Mandatszeit mit Steinen nach englischen Soldaten warf und „British go home!“ brüllte. Da versetzt er sich in die Rolle eines israelischen Siedlers, die ihn „möglicherweise“ – die Ambivalenz, das Spiel mit dem eigenen Schatten, sind seine stetigen Begleiter – dazu qualifiziert, die Stimme der Kritik laut werden zu lassen. Da vergleicht er den Fanatismus des „Herr(n) Bin-Laden und seine(r) Mannen“ mit der Verblendung jüdischer und christlicher Fundamentalisten, weil sie allesamt unsere Seele retten wollen.

Und schließlich zeichnet Oz den israelisch-palästinensischen Konflikt als qualvolle Katastrophe, weil Recht gegen Recht steht – „Ströme von gemeinsam getrunkenem Kaffee können die Tragödie zweier Völker nicht vergessen machen“. Sie erfordert einen Kompromiss, keine Kapitulation: Erst wenn er den Staat Israel und den Staat Palästina „Tür an Tür nebeneinander existieren“ sehe, „als anständige Nachbarn ohne Unterdrückung, ohne Ausbeutung, ohne Blutvergießen, ohne Terror, ohne Gewalt, dann werde ich zufrieden sein, auch wenn die Liebe sich nicht durchsetzt“. In einem Interview mit der amerikanisch-jüdischen Zeitschrift „Tikkun“ hatte Yossi Beilin Anfang 2004 betont, dass die „Genfer Initiative“ kein Geschichtsbuch und kein Buch von Träumen sei, sondern eine Lösung. Amos Oz, der die „Genfer Initiative“ mit großem Wohlwollen begleitete, wird dieser Bewertung zustimmen.

Ganz im Sinne dieses Vertragsentwurfs warnt der Autor Europäer und Deutsche davor, Israelis oder Palästinensern mit dem Finger zu drohen. Statt dessen: „Leisten Sie bitte jeden Beitrag, den Sie zu leisten imstande sind, um beiden Seiten zu helfen, weil beide Seiten nahe dran sind, die schmerzhafteste Entscheidung ihrer Geschichte zu treffen.“

An diese Aufforderung knüpft Izzat Ghazzawi, den Amos Oz seinen Freund nennt, nahtlos an. Er berichtet eingangs von einer Dreiecksbegegnung deutscher, israelischer und palästinensischer Schriftsteller, die durch die

Schuldfrage in Vergangenheit und Gegenwart kurz vor dem Scheitern steht. Die Herausforderung besteht darin, sagt Ghazzawi, uns vom Kreislauf der Schuld zu befreien und uns als Opfer zu sehen. Dass dieser Besinnung ein großer Kraftakt innewohnt, ist unbestreitbar, denn der „Krieg hat uns verstümmelt und unsere Logik zerstört. Was sollen wir ohne einen Feind anfangen“ in einem „Land unmöglicher Widersprüche“? Während des 27-monatigen Gefängnisaufenthalts ab 1989 sei es auch ihm unmöglich gewesen, auf den Ruf nach Befreiung von der Besatzung zu verzichten. Vier Jahre später schrieb Ghazzawi einen Roman, der sich mit der korrumpierten Führung der ersten „Intifada“ kritisch auseinandersetzte, bevor die Prinzipienklärung vorübergehend neue Hoffnungen keimen ließ und die Welt dem Bann des 11. September verfiel.

Ghazzawi stimmt Oz darin zu, dass ein Schriftsteller nicht mehr als „ein beobachtendes Auge im Prozess der Geschichte“ sein kann und „keine kleine Maschine“. Der gegenläufige Anspruch, so lässt sich folgern, macht die von ihm benannte Krise der arabischen Intellektuellen aus, nämlich die Unfähigkeit, „einen gangbaren Weg zwischen der soziopolitischen Einstellung gegenüber ihrem Zeitalter und gegenüber ihrem eigenen Schreiben zu finden“ – und damit eine Position für den Frieden einzunehmen. Liegt dieses Defizit allein in den Bedingungen der Besatzung begründet, oder steht ein archimedischer Punkt der Vernunft zur Debatte, der sich „der magischen und religiösen Hitze entzieht“? Ghazzawi bleibt skeptisch, ob die Selbstbefreiung glückt oder die „Normalisierung ein Hirngespens“ bleibt. Dieser Zweifel gilt auch für die israelische Seite.

Schade, dass im Verlagslektorat ein Yousi Belin (statt Yossi Beilin) durchgegangen ist. Wer sich hinter dem „israelischen Dichter Avot Yahoron“ verbirgt, bleibt der grenzenlosen Phantasie überlassen. Bei „Abraham Yehoshua“ fehlt das unverzichtbare „B.“ in der Mitte. Dessen ungeachtet eine nachdenkenswerte Lektüre, der ein breites Leserecho zu wünschen ist.

Reiner Bernstein